

# Reise

## Im Visier

Afrika ringt mit Ebola und Terror, und selbst in ruhigen Urlaubsdestinationen werden die Gäste weniger. Und mancherorts auch die Tiere, denn die Wilderei ist wieder auf dem Vormarsch.

Zu Besuch im Selous-Nationalpark in Tansania. *Von Arezu Weitholz*

**H**abari sa asubuhi“, sagt Martin. Ich nicke und spreche ihm nach: „Habari su buhi.“

Er schüttelt den Kopf. Nein, fast. Noch mal.

Wir sitzen bei fast vierzig Grad im Schatten am Great-Ruaha-Fluss, das heißt, ich sitze, und Martin steht, denn er arbeitet hier. Eigentlich soll er mir bloß ein Glas Wasser bringen, ich kann aber erst zehn Tiere und zwei Verben: „beißen“ und „schlafen“. Swahili, das ist hier in Tansania die Sprache, in der die meisten Dinge geregelt werden; es gibt über hundert Sprachen im Land, die kann man unmöglich alle können.

Die zwölf Villen der „Azura Selous Lodge“ – schick, aber nicht übertrieben komfortabel – liegen am Great Ruaha im nördlichen Teil des Selous-Naturparks, etwa eine halbe Flugstunde von Darassalam entfernt. Nach unserer Abreise wird die Lodge zur Regenzeit geschlossen und renoviert werden. Für die nächste Safarisaison. Doch niemand weiß, wie die aussehen wird. 2012 gab es in Tansania etwa eine Million internationale Ankünfte und Einnahmen aus dem Tourismus in Höhe von 1,6 Milliarden Dollar. „In den letzten Jahren sind viele Urlauber von Kenia auf Tansania ausgewichen“, sagt Roland Hoede, Afrikaner und Geschäftsführer der Agentur Exclusive Travel Choice. Doch die Angst vor Anschlägen und Ebola macht an keiner Landesgrenze halt. Wir sind hier zwar mehr als siebentausend Kilometer vom letzten Ebola-Ausbruch in Liberia entfernt, doch seit den Reiseverboten für Kenia und die Küste, dem jüngsten Anschlag im kenianischen Garissa und in Sansibar und Arusha 2014 verzeichnen auch tansanische Reiseveranstalter Rückgänge. „Je nach Region sind die Buchungen in Tansania seit Oktober 2014 um 30 bis 50 Prozent zurückgegangen“, sagt Michael Merbeck von Abendsonne Afrika, einem der großen Spezialveranstalter.

Wenn einer der wichtigsten Wirtschaftsfaktoren einbricht, geraten nicht nur die Menschen in Schieflage, auch der Artenschutz und das Ökosystem. Genauer: das, worauf Martin und ich gerade blicken.

„Aug. Aug. Garoump. Bodoromb.“ Jemand spielt auf einem kapputten Saxophon wubbernde Bass-töne. Es ist ein Flusspferd. Viele gibt es im Selous, angeblich 20.000. Vor uns sehen wir sechs dunkelgraue Rücken im reißend-braunen Flusswasser. Sie dösen mit dem Kopf auf dem Hinterteil ihres Nachbarn. Meine Reisegruppe sitzt auf Sofas mit gemusterten Kissen, auf dem Boden liegt das goldene eingefärbte Fell eines Nguni-Rindes, unter dem Zeltdach hängt ein schwarzer Kronleuchter. Unser Blick geht über den Strom, der im Osten in den Rufiji mündet. Es rauscht. Es plätschert. Zikaden klicken.

Martins Muttersprache ist eigentlich Luguru, er stammt aus den Uluguru-Bergen, etwa einhundert Kilometer von hier. So freundlich wie auch seine Kollegen antwortet er auf jede Frage. Krokodil heißt Mamba. Große Spinne heißt Bui-bui. Fisch Samaki. Ndege heißt großer Vogel, aber auch Flugzeug. Ich heißt Mimi, du Wewe und die Giraffe, das Nationaltier Tansanias, heißt Twiga. Auf der gegenüberliegenden Flussseite ist sie allerdings verschwunden. Seit letztem Jahr gibt es dort keine Giraffen mehr. Ein Elefant trötet an unserem Ufer und wackelt mit den Ohren. Das größte Problem seien Wilderer, sagt Andrew Vijojo, Geschäftsführer des Azura-Schwesterresorts auf der Quilalea-Insel in Moçambique. Es seien Banden, Syndikate, oft geführt von Chinesen. Sie glauben, das Knochenmark der Giraffen könne Aids heilen, die Asche der Knochen Schlangenbisse kurieren.

Laut einer aktuellen Studie der „Giraffe Conservation Research Group“ ist die Population in ganz Afrika in den vergangenen 15 Jahren um 40 Prozent zurückgegangen. Und bei der fliegenden Elefantenzählung im Selous im Oktober 2013 kam heraus, dass von den 100.000 Elefanten der 1970er Jahre nur noch 13.000 übrig sind. Die legale Jagd hingegen, meint Andrew, habe einige Spezies vor der Ausrot-



Wer hat gesagt, ich hätte ein kleines Gehirn? Flusspferde mögen es nicht, wenn man sie ärgert – sagen die Guides im Selous-Nationalpark. Foto: Azura Retreats

tung bewahrt, außerdem finanziere die Regierung mit dem Verkauf von Jagderlaubnissen auch die Wildschutzgebiete – zumindest theoretisch. Vor zwei Jahren kostete die Abschlusserlaubnis für einen Löwen noch 20.000 US-Dollar. Es kommen jedoch immer wieder auch Leute, die einen Löwen schießen wollen, egal, wie legal.

Sie und die Wilderer zerstören das Selous – und den Tourismus. Denn achtzig Prozent der Afrikaner kommen, um Wildtiere zu beobachten, so ein Bericht der Welt-Tourismus-Organisation vom März 2015. Die Amerikaner, sagt Andrew, wollen Gin Tonics am Fluss trinken und die „Big 5“ sehen: Büffel, Leopard, Elefant, Löwe, Rhinoceros. Von Letzteren gebe es hier allerdings nur noch zwanzig.

Es ist Nacht. Etwas schubbert gegen die Zeltplane. Es ist stockfinstern. Ich lausche. Der Great Ruaha rauscht, als habe der liebe Gott vergessen, den Wasserhahn abzudrehen. Aber es gibt auch andere Geräusche: „Ounz. Och. Möh.“ Eine Mischung aus Kuh, Esel und Bass. Dann: „Rubnrubnrub.“ Ich denke an das Formular, das wir vor dem Einchecken unterschrieben haben, in dem wir die „Azura Lodge“ von Schadenersatz an Leib und Leben freisprechen. Und an das Funkgerät, das da hinten auf dem Sekretär liegt. Dann kommt der Schlaf. Morgens um fünf sieht man am Himmel einen halben Mond und das versprenkelte Licht von Milliarden Jahren. Es sirrt und flirrt leise. Die Sonne geht auf. Schwarze Gerippearme tauchen aus dem Dunkel auf, die Baumrinden leuchten grau, dunkelgrün und hellbraun. Der Himmel wird silbern, wird grün, dann goldgelb. Formen treten hervor. Der afrikanische Morgentau schimmert, das filigrane Tschirpen der Vögel, das Sirren der Insekten – der Tag bricht an, und er gehört den Tieren.

Gegen elf Uhr holpert der Toyota Land Cruiser über buckelige Erde. Es ist ein Achtsitzer mit Kühlschränken und zwei Tanks, die je 90 Liter Benzin fassen. Ein Eichhörnchen sieht zu, dass es Land gewinnt und flitzt in die Büsche. Dann hustet jemand: „Krch. Krch.“ Zwei Impalas gehen aufeinander los. Die Männchen kämpfen um das Recht, die Frauengruppe anzuführen, erklärt Nenga. Er war früher Ranger, heute fährt er uns Touristen durch den Naturpark. Er darf 300 Meter von der Straße abfahren, aber nicht weiter. Und wir dürfen nicht absteigen, wenigstens nicht ohne einen Ranger mit Gewehr in der Nähe. Plötzlich rennt etwas Schwarzes durch den Busch. Wir haben ein Warzenschwein beim Schlammbad gestört. „Ah, das kenne ich aus ‚König der Löwen‘“, ruft jemand. Wir rollen weiter. Eine Herde Zebras schaut uns schüchtern hinterher. Links watscheln zwei dicke, schwarze Vögel. Es sind südliche Hornraben, sie haben knallrote Kehlen und rufen: „Uhuhuhoo. Uhuhuhoo.“ Nenga erzählt, wie man aus einem Wurstbaum süßen Gin herstellt und warum die Leute diese Gegend hier „Kleine Serengeti“ nennen. Wir lernen, dass Zebras gestreift sind, damit Tsetsefliegen die Orientierung verlieren. Sowie so können die meisten Tiere nur schwarzweiß sehen, weswegen wir gar keine Khaki-Safariblusen tragen müssten, allein Giraffen könnten vier Farben erkennen. Eine Gruppe Gnus galoppiert von uns weg. Sie sehen von weitem aus wie schlanke Büffel mit Löwenmähen. In der Ferne sehen wir Paviane, elchartige Kuhantilopen und spitzhörige Wasserböcke. Graukopfeisvögel, deren unteres Gefieder grellblau leuchtet, hocken in den Ästen einer Schirmakazie, die von weitem tatsächlich aussieht wie ein aufgespannter Regenschirm. An einem Schädelknochen halten wir an und steigen ab. Zahnkunde am Kopf eines Flusspferdes. Nenga erklärt, wie sie kauen, beißen, schlucken, unter Wasser atmen und wo das relativ kleine Gehirn sitzt, weswegen sie ihre Trampelpfade brauchen, weil sie sich so schlecht was merken können. Flusspferde seien in Wahrheit wie große Schafe, doof, genügsam, glücklich. Nur ärgern dürfe man sie nicht, sagt er.

### PHÄNOMENOLOGIE



### Der Chauffeur

**E**in Freund, Reiseveranstalter, fragt mich, ob ich mir vorstellen könne, ein paar deutsche Touristen durch die Tansanischen Berge zu chauffieren. Alles Deutsche, überwiegend um die 50 Jahre alt, kulturell interessiert. Einer der Fahrer sei abgesprungen. So komme ich zu meinem Traumjob.

Klingt komisch? Kein Wunder, denn der Fahrer ist ja eine Spezies, die – zumindest in Literatur und Kino – eher durch Depressivität und Einsamkeit gekennzeichnet ist. Miss Daisy hat ihren Chauffeur (im gleichnamigen Film) nur unter Protest angenommen. Alexandra Herwig in Karen Duves Roman „Taxi“ will mit einem Schimpansen nach Spanien durchbrennen, Martin Walsers Xaver Zürn in „Seelenarbeit“ versucht vergeblich, ein Gespräch mit seinem Chef im Fond zu führen. Der redet aber lieber selbst, furzt im Schlaf oder hat Kopfhörer auf. Und auch in der realen Welt haben Taxifahrer kein gutes Image: Raser, Qualmer, Abzocker, Mauler. So denken wir und wundern uns, wenn mal einer freundlich war.

Dieses schlechte Image muss revidiert werden. Bringt doch kaum ein Beruf so viele Annehmlichkeiten mit sich wie der des Fahrers! Denn erstens umgibt den Fahrer qua natura eine Aura von Autorität und Kompetenz. Ich persönlich zelebriere das, indem ich mir jeden Morgen die Sonnenbrille langsam auf die Nase schiebe, ein frisches „Angeschnallt?“ in Richtung Rückbank rufe, und unter großem Hallo geschmeidig vom Hotelparkplatz rolle. Zweitens haben im Ernstfall alle den Anweisungen des Chauffeurs zu folgen. Meine Gruppe steuert jeden Tag ein anderes spektakuläres Ziel an. Die Informationen sind knapp gehalten, um den Überraschungseffekt zu erhöhen. Anfangs versucht man noch, Wissenswertes aus mir herauszupressen. Doch irgendwann haben alle eingesehen, dass ich nicht halte wie ein Geheimagent. Passend dazu behält der Fahrer auch in brenzligen Situationen einen kühlen Kopf. Beim Ausparken in einer Altstadtgasse steigen die Männer aus und bringen mit selbstbewussten Gesten den Verkehr zum Erliegen. Als ein Drängler hupt und versucht, in teuflischen Manövern rechts und links zu überholen, unterhalten sie mich lautstark mit lustigen Geschichten aus ihrem Leben, damit ich nichts merke. Einmal verfare ich mich heillos. Meine Gäste lotsen mich per Satellit durch die Hügel. Zur Beruhigung reichen sie von hinten Schokolade und Kölnisch Wasser. Außerdem verstehe ich es, während der Touren eine charmante, nicht zu aufdringliche Unterhaltung zu führen. Ständig fragt man mich („nur wenn es nicht beim Fahren stört!“) ausdrücklich nach meiner Meinung, offenbart persönliche Dramen, bricht in Tränen aus und lacht eine halbe Stunde später schon wieder über zotige Witze. Ich habe nur kurze Einwurfe zu machen, das Gespräch läuft wie von selbst. Und am Abend, wenn das Programm im Hotel langsam ausklingt, lässt man mich selbstverständlich ziehen, denn ich muss mich ja ausruhen für den nächsten Tag. Ich gehe dann immer direkt in die nächste Bar, um alleine einen Negroni zu trinken.

„Wir finden Dich toll“ steht auf dem Umschlag mit der Karte, die ich am Ende der Reise geschenkt bekomme. Darin ein ordentliches Trinkgeld. Mein Traumjob.

JULIA HEILMANN

Fortsetzung auf Seite V 2



Die Fotos, die Issa Shakib Basma in diesen Tagen auf Facebook, Twitter und Instagram postet, zeigen von dem, was passiert ist, nichts. Keine Menschen mit Mundschutz, keine improvisierten Krankenhäuser, keine Straßenkontrollen.

Auf den Bildern sieht man vor allem eines: Sand, so weit das Auge reicht. Die Palmen am Tokoh Beach biegen sich wie vor einhalb Jahren frech in den Atlantik. Das Meer schimmert türkis. „Ein Paradies“, sagt Basma, „auch heute noch.“ Doch zwischen damals und jetzt liegen Welten. Basma ist Hotelier. Wir erreichen ihn auf dem Handy in London, wo er gerade für die Wiedereröffnung seines Hauses wirbt.

Tausende Stunden Arbeit und viele Dollar hat der junge Mann in den vergangenen Jahren in das Tokoh Beach Resort gesteckt. 2003 übernahm er das mehrere Hektar große Anwesen eine Autostunde südöstlich von Sierra Leones Hauptstadt Freetown von seinem Vater. 2011 eröffnete er das Hotel. Mittlerweile bietet sein Haus mehr als 50 Zimmer von der 20-Dollar-Strandhütte bis zur klimatisierten Suite. An vielen der Chalets hat Basma selbst Hand angelegt. „Weil es Spaß macht, Träume zu verwirklichen“, sagt er. Doch es ist ein Traum, den derzeit kein einziger Gast genießt. Ebola hat ihn zerstört. Seit mittlerweile zwölf Monaten ist das Resort geschlossen.

Dabei liegt sein Hotel an einem der schönsten Strände Westafrikas. Tokoh Beach war früher Spielplatz der französischen Hautevolee. In den 1970er und 1980er Jahren gingen in den schicken Resorts Berühmtheiten wie der französische Sänger Johnny Hallyday oder Bob Marleys Witwe Rita ein und aus. Weltbekannt sind die Bilder aus dem „Africana Tokoh Beach Resort“ mit 400 Zimmern und angeschlossenem Casino, in das Besucher direkt vom Flughafen mit dem Helikopter einfliegen. Mondäne Hotels säumten die Buchten, der Tourismus boomte.

Dann kam der Krieg. Zwischen 1991 und 2002 zerrüttete der Bürgerkrieg Sierra Leone, dann, zwölf Jahre nach dem Ende, hatte sich das Land endlich vom Grauen erholt, galt als hoffnungsvollste Wirtschaft Westafrikas, dann kam Ebola. Bis Dezember des vergangenen Jahres stieg die Zahl der Neuinfektionen



In Wartestellung: Sierra Leone hat wunderschöne Strände, Regenwälder, Berge – und viel nachzubolen.

Foto Fabian von Poser

## Träumen, trotz Traumata

Ebola ist noch nicht überwunden, aber in Sierra Leone keimt die Hoffnung, bald an die großen Zeiten des Tourismus anzuknüpfen. Die ersten Hotels eröffnen wieder

immer weiter an, Ende Januar sank die Wochenrate unter 100 – und ist nun ermutigend niedrig; vor kurzem haben die Schulen wieder geöffnet. Die Überlebenden kehren zurück in eine Art Alltag. Der Ebola-Impfstoff rVSV-Zebov, der derzeit an 6000 Freiwilligen und Krankenschwestern im ganzen Land getestet wird, gibt neue Hoffnung. Pläne werden wieder geschmiedet.

Nach 15 Monaten ohne einen einzigen Touristen sollen Europäer und Amerikaner nun zurückkehren und den Menschen neuen Wohlstand beschieren. Zwar zählt Sierra Leone nach wie vor zu den ärmsten Ländern der Erde. Die

meisten der knapp sechs Millionen Einwohner überleben mit weniger als einem Dollar am Tag. Doch das Potential ist riesig, glauben Experten. Wegen der Bodenschätze (Diamanten, Eisenerz und Gold), aber auch wegen der atemberaubenden Natur. Der Tourismus war schon vor Ebola Teil der neuen Agenda für Prosperity, die die Regierung in Freetown ausgerufen hatte. „Jetzt ist er umso wichtiger, um dem Land auf die Beine zu helfen“, sagt Yassin Kargbo.

Der resolute Mann ist Chef des National Tourist Board und hat hehre Pläne. An verschiedenen Orten im Land will er mit staatli-

chen Geldern Öko-Lodges eröffnen, zum Beispiel an den grünen Flanken des Berges Bintumani, mit 1945 Metern der höchste Gipfel Sierra Leones. Bis zu 250 Menschen sollen dort in Zukunft gleichzeitig Urlaub machen können.

Der Masterplan, an dem Kargbo mit dem Tourismusministerium gerade arbeitet, beinhaltet auch den Neubau von Straßen, damit touristisch relevante Orte leichter erreichbar sind. Vor allem aber sollen private Investitionen gefördert werden. So wie bei „The Place“: Das 2013 eröffnete Luxusresort mit lichtdurchfluteten Chalets, Infinity Pool und Lounge-Bar direkt am

Strand zog schon vor Ebola ausländische Gäste an. Noch ist das Hotel geschlossen. „Die Schließung ist nur temporär“, heißt es vom Management.

Auch das „Radisson Blu“ in Freetown war gerade fertig, als Ebola kam. Nach monatelanger Schließung empfängt es seine Gäste heute mit 156 Zimmern, drei Restaurants, riesigem Pool sowie einem Health- und Wellness-Bereich von internationaler Güte. Allerdings kommen die Gäste nur sehr zögerlich zurück. Touristen heißt man hier noch keine willkommen, dafür erste Geschäftsreisende. In der nur einige Kilometer weiter südlich ge-

legenen „Lakka Country Lodge“ ist man noch nicht so weit. Dort wurde vor dem Krieg französischer Champagner getrunken und gefeiert. Ende 2012 hat ein sierraleonisch-libanesisches Joint Venture damit begonnen, den Komplex wieder aufzubauen. 2016 soll das Resort als Luxushotel wiedereröffnen. Derzeit wird mit Hilfe einer chinesischen Baufirma eine vierspürige Straße von Freetown entlang der Küste in Richtung Süden asphaltiert. An ihr liegt nicht nur die „Lakka Country Lodge“, hier finden sich auch einige der schönsten Strände Westafrikas: Mama Beach, John Obey Beach

und der River Number Two Beach, wo in den 1970er Jahren ein damals weltbekanntes Werbespot für Bounty gedreht wurde.

Sierra Leones Strände sind von fast unwirklicher Schönheit. Orte zwischen Regenwald und Meer. Orte, die Potential haben. Nein, mit Zweckoptimismus habe es nichts zu tun, wenn man von großen Dingen träumt, sagt Yassin Kargbo. Die Vorteile seines Landes lägen ja auf der Hand. Von Europa ist Sierra Leone in sieben Stunden zu erreichen. Näher als die Karibik und mindestens genauso schön. Auf jeden Fall unberührt. Der Name Sierra Leone soll, so Kargbo, schon bald wieder für Traumstrände stehen, für die pulsierende Hauptstadt mit ihren bunten Krio-Häusern, für Diamanten und natürlich für Natur. Zum Beispiel für die Zwergflusspferde von Tiwai Island und die Schimpansen des Tacugama Sanctuary nahe Freetown, in dem eine der größten Schimpansenpopulationen der Erde geschützt wird.

Auch Issa Basma will seinem Land zu neuem Glanz verhelfen. Während der Krise brachte er in seinem Hotel manchmal bis zu 100 Mitarbeiter von Hilfsorganisationen unter. Anfang Mai soll das Resort wieder für Touristen öffnen. „Wir sind ein privilegiertes Land“, sagt Basma. „In Sierra Leone gibt es alles, was Afrika zu bieten hat: Strände, Berge, Regenwald und Tiere. In den kommenden Jahren wird der Tourismus hier explodieren.“ Wenig verwunderlich, dass er das sagt: Direkt hinter seinem Hotel erheben sich 900 Meter hoch die grünen Hügel der Western Peninsula. Dort leben mehr als 300 Vogelarten und seltene Affen. Geht alles nach Plan, könnten zwischen den Palmen vor seinem Resort bald wieder Hängematten baumeln und Basmas Angestellte an der strohgedeckten Bar zum Sonnenuntergang Campari-Soda ausschenken. So wie vor der Krise. Mit Hilfe seiner Mitarbeiter hat er jüngst auch einen hölzernen Steg zum mehr als 40 Jahre alten Helikopter-Landeplatz auf einer vorgelegerten Insel gebaut. „Den Flugbetrieb wollen wir bald wieder aufnehmen“, sagt der Hotelier. Eines allerdings setzen all diese Träume voraus: ein Land gänzlich ohne Ebola. FABIAN VON POSER

Weitere Auskünfte: Sierra-leonische Tourismusvertretung, c/o Löwen Touristik, Kölner Landstraße 429, 40589 Düsseldorf, Tel. 02 11/13 06 01 02, www.loewentouristik.de



Natürlicher Sonnenschirm: Die Schirmakazie breitet ihren Fächer überall im Selous-Naturpark aus. Daneben: Original versus Fake – Die Streifen am Zebra sollen fiese Mücken vom Stechen abhalten. In den Zelt-Villen der „Azura Lodge“ sehen sie (als Kopie) nur gut aus.



Fortsetzung von Seite V1

## In Tansania

Ob denn nun bald mal ein Löwe käme, möchte jemand wissen. Es gäbe nur noch zwei- bis dreitausend Löwen im Selous, sagt Nenga – auf einem Gebiet größer als die Schweiz.

Picknick unter einem Tamarindenbaum. Es gibt heißen Kaffee und Bacon-Sandwiches. Die Damen knabbern eine Hälfte höflich auf, die andere bleibt liegen, während sie über schicke Lodges sprechen, in denen sie schon mal waren. Eine Gabelracker gleitet über uns hinweg. Der Vogel leuchtet, als wäre er in einen Tuschkasten gefallen. Wenn die Ranger untereinander im Funkkontakt sind, sagen sie nicht Tembo oder Simba, falls ein Elefant oder ein Löwe auftaucht, damit die Touristen nicht durchdrehen und Krach machen. Nenga verrät aber nicht, wie sie sie nennen.

Eine Stunde später fahren wir weiter. Ich klammere mich an den Überrollbügel und hoffe, dass mein Arm nicht auskugelt. Anstelle geteierter Straßen gibt es hier Schotterpisten und Schlaglöcher,

und das ist auch gut so, denn kein Tier braucht eine Autobahn. Im Norden gab es noch bis Ende 2014 Ärger wegen einer geplanten Schnellstraße vom Viktoriasee an die Küste. Die hätte quer durch das Weltnaturerbe Serengeti und die Route der „Great Migration“ der Tiere geführt, darf aber nun doch nicht gebaut werden. Dann fliegt mir ein Stöckchen aufs Bein und breitet seine Flügel aus. Das sei eine Stabheuschrecke, sagt Nenga. Die kenne ich aus dem Film „Das große Krabbeln“.

Nachmittags auf dem Great Ruaha. Wir schippern langsam am Ufer entlang. Ich schaue ins Schilf und denke an „African Queen“ und Humphrey Bogart. Vor uns schnauft und möht es. Flusspferde schieben sich in die Mitte des Wassers. Sie können sechs bis sieben Minuten unter Wasser bleiben. Eins taucht auf und schaut in unsere Richtung. Irgendwie sieht es aus wie ein Mumin, die berühmte Comicfigur der Illustratorin Tove Jansson. Die Safariouristen suchen nach Krokodilen. Mir recht,

### Der Weg nach Tansania

Anreise Condor (www.condor.com) fliegt immer donnerstags von Frankfurt direkt nach Sansibar. Hin- und Rückflug ab 500 Euro. Oman Air fliegt für 600 Euro von München/Frankfurt nach Maskat und weiter nach Sansibar, ebenso KLM, allerdings mit Stopps in Amsterdam und Nairobi. Coastal Aviation (www.coastal.co.tz) fliegt von Sansibar via Daressalam nach Sumbazi, die Landepiste in Selous, Flug 240 Euro.

Einreise Deutsche Staatsangehörige benötigen ein Visum. Dieses ist bei der Einreise am Flughafen erhältlich oder kann vor der Reise bei der Botschaft der Vereinigten Repu-



lik Tansania in Berlin beantragt werden.

Unterkunft Eine Villa für zwei Erwachsene und max. zwei Kinder im Selous-Nationalpark (www.azura-retreats.com) gibt es ab 560 Euro pro Nacht. Im Preis inbegriffen: alle Mahlzeiten, Getränke, Ausflüge, Wifi, Wäsche und Safaris. Zusätzlich fällt eine Selous-Nationalparkgebühr von umgerechnet 70 Euro pro Person/Tag an.

Sicherheitshinweise Tansania Die Beziehungen zwischen den Religionsgruppen auf der Inselgruppe Sansibar sind angespannt. Es wird zu erhöhter Wachsamkeit, insbesondere beim Besuch religiöser Stätten, geraten. Mehr: www.auswaertiges-amt.de

wenn wir keins finden. Andrew meint, Krokodile seien die einzigen Tiere im Selous, die uns Menschen als Abendbrot betrachten könnten. Im goldgelben Licht der Abendsonne werden Gin Tonics und Colas verteilt. Der Motor pötert leise. Störche rufen, es fiept im Schilf. Wenn man wirklich mal verlorengelassen sollte, sei es ratsam, einen Fluss zu suchen und ihm zu folgen. Oder in einem Baum zu schlafen. Am Besten: ein Feuer machen, das beruhige die Nerven. Das Kreuz des Südens könne man nachts zum Navigieren nutzen,

und tagsüber sollte man immer in Sichtachsen gehen. Nicht, um selber zu schauen, sondern damit sich die Tiere nicht erschrecken, weil man plötzlich vor ihnen steht. Zu Fuß, sagt er, sei eine Safari so wieso am schönsten, weil man auf seine menschliche Größe reduziert werde. Auf dem Rückweg lassen wir den Sonnenuntergang hinter uns. Das Nachtblau glüht im Übergang zwischen dem hellbeigen Horizont und dem dunklen Himmel. Später gibt es Abendessen unter Sternen. Man hat etliche Laternen für uns in den Busch ge-

stellt, ein Feuer brennt, Andrew erklärt mit zwei Tupperdosen die Lage der Milchstraße, es gibt Gemüse und Barbecue. Wir wissen nicht genau, wo wir sind, aber „mimi nime furahi“, ich bin froh. Swahili ist eine Lingua franca und enthält Elemente aus Arabisch, Farsi, aber auch Deutsch, Portugiesisch, Hindi, Englisch und Französisch. Bisher habe ich mich nicht mit Grammatik aufgehalten, sondern Pronomen, Verben und Substantive gesammelt, sie zusammengefügt und gewartet, was passiert. Oft hat mich jemand verstan-

den, es war auch noch keiner sauer. Spätnachts bringt mich nun ein Massai zu meiner Zeltvilla. Er heißt Lais Lukmay und trägt einen grünen Umhang, den Shuka. Er arbeitet hier als Security. Frustriert latsche ich hinter ihm her, mir fehlen die Fragewörter, um mit ihm zu sprechen. Als er mir die Tür öffnet, sagt er „Lala Salama“ – Schlafen Sie gut. Ich antworte „Asante sana“ – Vielen Dank. Am nächsten Tag erfahre ich, dass sein Name bedeutet: „Jemand, der im Herzen spürt, was einen anderen bewegt.“

Morgens. Wir laufen los. Nach drei Metern bleibt ein Mitglied der Gruppe in einem Busch hängen. „Sehr gut“, sagt Nenga. „Dieser Baum heißt ‚Wait a little‘. Er klebt.“ Dann geht es weiter. Wir sehen Ebenholz- und Leadwoodbäume, die härtesten Holzarten in Afrika. Amarulabäume, einen verlassenen Termittenhügel, Büffelgras, weißen Salbei und unzählige Sorten Tierkötter. Nenga erklärt uns so den Unterschied zwischen Wiederkäuern und Normalverdauern, und zwischen männlichen und weiblichen Giraffen (die einen kotteln konisch, die anderen flach). Die Luft ist schwer, staubig und riecht angebrannt, nach Gras und Holz und Erde. Ich muss niesen. „Affia“, sagt Nenga. Das heißt Gesundheit. Ein Grashüpfer müht sich ab, in meinen Wasserbeutel zu

klettern. Wir finden einen der „Small 5“ im Sand. Die Larve des Ameisenlöwen sieht aus wie ein braunes, krabbelndes Erdstückchen. Beinahe erwischen wir auch einen Büffelweber mit der Kamera, aber der Vogel ist schon weg, als wir in den Baum schauen, in eine Long-tail Cassia, deren getrocknete Fruchtstände man als Kerze benutzen kann. An einem 300 Jahre alten Mbuju, einem Affenbrotbaum, endet die Tour nach drei Stunden. Es war schön zu laufen, die Geräusche, das Brummen, wir freuen uns auf ein kaltes Wasser und eine Tasse Kaffee. Nur zwei Mitglieder der Gruppe maulen, sie hätten ja schon wieder nichts gesehen. Mir hat das Nichts gefallen. Das Land besteht zum großen Teil aus Trockensavanne, und darin brummt, sirrt, schwirrt und klingt es. So wie man nachts beim Schauen in den Himmel immer mehr Sterne sieht, je länger man hinschaut, ist es auch im Busch. Das ist ihnen egal. Ohne Löwe war das kein Afrika.

Ich trinke einen Kahawa, einen Kaffee, und schaue ein letztes Mal auf den Great Ruaha. Bevor wir zum letzten Mal in den Toyota steigen und zur Landebahn rumpeln, wo das Buschflugzeug gleich landet, versuche ich noch einen Satz: „Simba ni hasira.“ Soll heißen: Der Löwe ist sauer. Nenga lacht. Ich sage: „Baadaaye“ – bis bald.